

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Volksblatt. 1878-1882 1878**

28 (14.7.1878)

# Volksblatt

Herausgegeben  
von Dr. Chr. G. Gottlinger.

Erscheint jede Woche. — Preis vierteljährlich: Im Reichspostgebiete, bei der Post abgeholt, 50 Pf.; ins Haus gebracht und im Buchhandel (Commissionär L. Fernau in Leipzig) 65 Pf.  
Passende Anzeigen: Die Zeile 50 Pf.

Prüfet Alles, das Gute behaltet!  
Eines Mannes Rede ist keine Rede, — Man muß sie hören beide.  
Im Nöthigen Einheit, | Im Zweifelhafsten Freiheit,  
In Allem Liebe.

Nr. 28.

Strasburg im Elsaß,

14. Juli 1878.

## Rumänien und dessen Fürst Karl I.

In eine sehr unangenehme Lage ist das Fürstenthum Rumänien in Folge des beendigten russisch-türkischen Krieges gekommen. Trotzdem daß seine Söhne mit großer Tapferkeit an der Seite der Russen kämpften und einen wesentlichen Antheil an der Befreiung des Gegners hatten, so daß sie ihre Unabhängigkeit von der türkischen Oberherrschaft mit ihrem eigenen Blute erkämpften, verlangte Rußland nach errungenem Siege einen großen Theil seines bisherigen Gebietes, nämlich das sogenannte Bessarabien (222 □meilen groß mit 220,000 Einwohnern). Dasselbe war bis zum Pariser Frieden (1856) in Rußlands Besitz, mußte aber damals von ihm abgetreten werden. Nun verlangt es diese Macht wieder.

Rumänien soll dafür die Dobrudscha und einige angrenzende Gebiete erhalten. Die Dobrudscha zählt auf etwa 200 □meilen 100,000 Einwohner (darunter einige 1000 deutsche Ansiedler) und besteht einem großen Theile nach aus kahlen Gebirgen und weit ausgedehnten Sümpfen. Da viele der letzteren im Sommer auszutrocknen pflegen, verbreiten sie gesundheitschädliche Dünste und verursachen dadurch böse Krankheiten, besonders das Sumpffieber.

Wenn nun auch ein solcher Tausch und eine derartige Belohnung rumänischer Waffenbrüderschaft von Seiten Rußlands Bedenken erregt, müssen sich die Rumänen andererseits eben doch sagen, daß sie ohne Hilfe dieses mächtigen Bundesgenossen wohl nicht so bald von der türkischen Oberhoheit frei geworden wären. Dieselbe währte 486 Jahre (1391—1877) und hat viel Unheil über diese fruchtbaren Ländergebiete gebracht.



**Karl I., Fürst von Rumänien,**  
geboren den 20. April 1839, zum Fürsten gewählt  
im April 1866.

Rumäniens Fürst Karl I., der zweite Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern aus dessen Ehe mit Prinzessin Josephine von Baden, ist den 20. April 1839 geboren und seit dem 15. November 1869 mit Prinzessin Elisabeth zu Wied vermählt. Er wurde im April 1866 von dem Volke fast einstimmig gewählt. Seine Stellung war bisher in Folge revolutionärer Umtriebe eine höchst schwierige, und wiederholt tauchte das Gerücht auf, er werde abdanken. Aber er hat getreulich allen Gefahren gegenüber Stand gehalten und sich um die Entwicklung des Staates ganz unbestreitbare Verdienste erworben, so z. B. das Heerwesen neu geordnet, viele Schulen — in Bukarest, der Hauptstadt des Landes, eine Universität — errichtet u. d. m.

## Ein Denkmal für Friedrich Rückert.

### II.

So viele ewig schöne Lieder des „Liebesfrühlings“ wir auch unangeführt lassen müssen, an zwei aus andern Sammlungen, die damals bereits erschienen waren, wollen wir wenigstens noch erinnern, ich meine „Aus der Jugendzeit“, das gelesen oder gesungen manche stille, heiße Thräne in die Augen lockt, und das Abendlied „Ich stand auf Berges Halde“, das Einem immer wieder einfällt, wenn man an schönen Abenden die Sonne in goldiger Gluth hinter den dunklen Höhen versinken sieht.

Und stimmt es nicht wehmüthig, wenn wir hören, daß dieser liederreiche Dichter auf der Höhe seines Lebens singen muß:

O ihr Herren, o ihr werthen  
Großen, reichen Herren all!  
Braucht in euren schönen Gärten  
Ihr denn keine Nachtigall?  
Hier ist eine, die ein stilles  
Bläschen sucht die Welt entlang:  
Räumt mir eines ein, ich will es  
Euch bezahlen mit Gesang.

Und wie ernst diese Anfrage gemeint ist, erklärt ein anderes Gedicht, in dem es heißt:

Nicht reichte mehr der Blumen Flor  
Zum Futter meiner Jungen.

Da war es ein rechtes Glück, daß Friedrich Rückert 1826 einen Ruf als ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen nach Erlangen erhielt. Allerdings mußte unter den gebieterischen Anforderungen dieses Universitätsamtes die Harfe eine Weile verstummen, aber nur um alsbald desto lauter zu erklingen. Welche Fülle von Liebesammlungen hat der Dichter während der 15 Jahre seiner Erlanger Professur ausgehen lassen, neben allen wissenschaftlichen Abhandlungen! Chinesen, Inder, Perser, alle Völker Asiens müssen ihre geistigen Schätze dem Gelehrten und Sänger zur Verfügung stellen, damit er sie, mit deutschem, christlichem Geiste durchhaucht und verklärt, seinem Volke darbiehen könne.

1841 berief der hochherzige, geistvolle König Friedrich Wilhelm IV., der die großen Geister der Zeit in Wissenschaft und Kunst um sich sammelte, unseren Dichter als ordentlichen Professor der morgenländischen Sprachen mit dem Titel eines Geheimen Rathes nach Berlin. Aber kaum daselbst angekommen, sehnt er sich

Aus der staubigen Residenz  
In den laubigen frischen Lenz,  
Aus dem tosenden Gassenlärm  
In den kosen, stillen Mai,  
Aus dem rauschenden Opernsaal  
Zu dem lauschenden Frühlingsthal,  
Aus dem glänzenden Wappensputz  
Zu dem kränzenden Blumen schmuck,  
Aus dem häßlichen Stuberfrad'  
Zu der lästlichen Gärtnerjack',  
Aus der stinkenden Menschenluft  
Zum erquickenden Waldesdunst,

Von der stöckenden, stolzen Spree  
Zu dem lockenden Quell im Klee,  
Aus der unendlichen Stadt Berlin  
Zu dem ländlichen Neuses hin.

Den Landsitz in dem eine Viertelstunde von Coburg entfernten Dorfe Neuses hatte er vor Jahren von seinen Schwiegereltern übernommen. Und es waren schon in seinen letzten Erlanger Jahren seine glücklichsten Augenblicke, wenn er in dem Frieden von Neuses frei von allen Berufsorgen Ferien halten konnte. Diesen Ferienfrieden von Neuses ersehnte der süddeutsche Dichter in Berlin um so mehr, als seine eifrigen Bestrebungen, seinem königlichen Herrn bei der dringend notwendigen Veredelung des Theaters zu helfen, von dem Publikum nicht getheilt wurden. Zwei Tage vor der unseligen Märzrevolution 1848 verließ Rückert Berlin, um nicht wieder dorthin zurückzukehren, zumal da er im folgenden Jahre unter sehr günstigen Bedingungen in den Ruhestand versetzt wurde. Er lebte von nun an in Neuses zurückgezogen seiner Familie, aus welcher der älteste Sohn, der kürzlich in Breslau gestorbene Professor der Geschichte Heinrich Rückert, besonders namhaft geworden ist, seinen Freunden, mit welchen er in unverbrüchlicher Treue und opferfreudiger Liebe tief und warm verbunden war, und seinen Studien, von welchen gewiß noch lange nicht alle Errungenschaften aus seinem großen Nachlasse verwerthet und bekannt geworden sind. Nach einem sonnigen Lebensabende fing er 1865 an, in Folge einer Operation, zu kränkeln, so daß die Kräfte des theueren Greises sichtbar schwanden. Am 31. Januar 1866 entschlief er sanft, ohne noch die neue Sonne eines einigen deutschen Vaterlandes zu schauen, unter dessen Propheten er steht. Aber er hat ein besseres Vaterland geschaut, dessen Sonne keine Flecken hat, wie die unsere in diesen schmerzlichen Wochen! Noch im Tode eine seltene Erscheinung, ruhte er in Blumen, die hohe Gestalt mit den tiefliegenden Augen und den scharfen Zügen des von Silberlocken umrahmten Gesichtes. Seine sterbliche Hülle wurde auf dem Gottesacker zu Neuses neben seiner geliebten und gefeierten Gattin Luise beerdigt, und viele Theilnehmende von nah und fern standen an dem offenen Grabe und beweinten den Heimgang eines Dichters von Gottes Gnaden.

Und so wenig das Urtheil über Friedrich Rückert schon abgeschlossen ist, der Ruhm eines großen Dichters von Gottes Gnaden kann ihm nicht wieder genommen werden. Ihm gestalten sich alle, auch die alltäglichsten, Gedanken und Verhältnisse zum Gedichte. Bei einer unglaublichen Herrschaft über die Sprache giebt er diese Gedichte in alle Formen, die einfachsten wie die kunstvollsten, die bekanntesten wie die fremdesten und entferntesten, und durchhaucht sie mit einer Innigkeit und einer Sinnigkeit, mit einer Frömmigkeit und Sittlichkeit, die nur Wenigen in gleicher Weise nachgerühmt werden kann. Und wenn unter der noch nicht einmal ganz zu übersehenden Menge von Gedichten auch werth-

lose sind, so gilt nur der Spruch: Wenn Homer<sup>1</sup> auch zuweilen schläft, bleibt er nichts desto weniger der große Homer.

Rückert hat sich mit seinen Gedichten ein Denkmal dauernder als Erz errichtet; helfen wir darum auch zu

<sup>1</sup> Ein berühmter griechischer Dichter.

dem gebührenden Denkmal in seiner Geburtsstadt und — was noch wichtiger ist — helfen wir dazu, daß unser Volk statt so vieler leichteren Romane und Gedichte der Tagesblätter und Zeitungen seine großen, echten Volksdichter würdigend genieße.

Weg.

Dr. Tube.

### Schloß Oberbronn.

Eine elsässische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Am 10. März trafen Briefe von Wien ein, in welchen bezweifelt wurde, daß der Pfalzgraf einen Handstreich beabsichtige, die aber zugleich die Versicherung enthielten, daß, wenn derselbe wirklich es wagen sollte, gegen den Grafen thätlich vorzugehen, der Kaiser seinen alten treuen Diener gewiß nicht im Stiche lassen werde. Der Graf sandte den Brief zur Beruhigung an seine Gattin und schickte eine neue Botschaft nach Wien, berichtete über die Rüstungen des Pfalzgrafen und bat dringender um Beistand. Die Arbeiten, um das Schloß in Stand zu setzen, einen Angriff auszuhalten, wurden eifriger betrieben.

Am 13. März kam ganz unerwartet und unveranlaßt ein überaus freundliches Schreiben des Pfalzgrafen mit sehr annehmbaren Vorschlägen zur Beilegung der widerwärtigen Zwistigkeit. Der Graf athmete auf. Um ein Haar hätte er seine Mannschaften, die denn doch seinen Keller und seinen Geldbeutel stark in Anspruch nahmen, entlassen.

Am 15. früh erließ er ein Schreiben mit Gegenanschlägen. Es war ein schöner Frühlingstag. Der Graf stand eben vor dem Schloßthor und schaute den Uebungen seines treuen Häufleins zu. Da kommt ein Reiter in gestrecktem Galopp die Straße her. Der Graf traute kaum seinen Augen. Es war der am Morgen ausgesandte Bote.

„Der Pfalzgraf! der Pfalzgraf!“ so rief dieser schon von ferne.

Man umringt ihn; er verkündet, bei Kleeburg sei er dem Feinde in die Hände gelaufen und mit Mühe entkommen. Es seien wilde, ausgelassene Menschen. Sie ziehen in hellen Haufen am Liebfrauenberg herauf!

Das war eine Botschaft! Die Treulosigkeit seines Gegners gab dem Grafen seinen kriegerischen Muth wieder. Im Nu war das Schloß in Verteidigungszustand gesetzt, das Thor mit Steinen und Bohlen verrammelt, Jedermann an seinem Platz. D'rin im Städtchen läutete es Sturm. Eine Stunde gespannter Erwartung verging und wieder eine Stunde. Es dämmerte, und noch war Alles still. Offenbar erwartete der Feind die Nacht. Und richtig! Als eben die Abendglocke von Reichshofen herübertönte, wurden in der Ferne ein Dutzend Reiter sichtbar. Sie ritten behutsam voran. Man ließ sie kommen.

Am Thore angelangt, stieg einer ab und versuchte zu öffnen. Als ihm vom Thurme ein festes „Wer da?“ entgegentönte, legte er die Büchse an. Aber im selben

Augenblick fiel ein Schuß aus dem Schlosse. Mit einem Fluch sprang der Reiter auf sein Pferd zurück und sprengte mit seinen Kameraden, ohne Umsehen, davon.

Das war der Vortrapp. Eine Viertelstunde nachher kam die Haupttruppe zu Fuß heran. Hundert Schritte vom Schloß stellten sie sich auf und gaben eine Salve. Die im Schloß antworteten und zielten gut; fünf der Angreifer stürzten zusammen.

Jetzt langte der Nachtrapp an mit den in Niederbronn requirirten Leitern. Ungescheut drangen die Leute voran, legten die Leitern an die Mauer und erklimmen sie an sechs, sieben Orten zugleich. Aber das war ein gewagtes Spiel. So wie einer oben erschien, trafen ihn die Kugeln der Belagerten; die einen fielen nach außen, die andern nach innen von der Mauer herab. Zweien gelang es in den Hof zu springen; sie wurden ohne Mühe entwaffnet und gebunden.

Auf eine solche Vertheidigung waren die Söldlinge des Pfalzgrafen nicht gefaßt. Es waren zudem meistens Leute, die in der Absicht, Vente zu machen, nicht aber ihr Leben zu lassen, ausgezogen waren. Nach einigen mißlungenen Versuchen, die Mauer zu übersteigen, suchten sie von hinten anzukommen, und als sie auch hier von Schüssen begrüßt wurden, wandten sie sich, trotz dem Zuruf der Hauptleute, dem Städtchen zu. Hier hatten sie besseren Erfolg. Die erschrockenen Bürger liefen gleich beim ersten Anprall davon; das Pfahlwerk wurde überstiegen oder niedergeworfen, und schreiend drangen die Soldaten in den Ort, um sich durch Essen und Trinken für die Fortsetzung des Kampfes zu stärken. Da sich die Männer verrochen hatten, waren die Weiber, Kinder und Greise allein da, die rohen Gäste zu empfangen. Es gab fürchterliche Auftritte.

In der großen Stube des Gasthauses „Zur Krone“ sehen wir die Offiziere um einen Krug Wein versammelt. Unter ihnen, durch den Schnitt des Rockes, den Glanz der Waffen und die Hoheit des Blickes ausgezeichnet, der Anführer dieses verwegenen Unternehmens, Pfalzgraf Adolf Johann von Kleeburg.

„Ihr habt mir da ein unbändiges Volk zusammengebracht, Wiltenerger!“ so fuhr er einen der Offiziere an. „Jetzt setzen sie sich fest und trinken, während der Leininger sich in die Faust lacht!“

„Die Kerle waren von dem Marsch müd und durstig,“ entgegnete dieser. „Ich habe gleich meinem gnädigen Herrn gesagt, diese Nacht sei kein Erfolg zu hoffen.“

„Und ich sage, diese Nacht muß das Schloß und der Graf noch in meine Hände kommen. Wer weiß, ob wir morgen bei Tag noch ungestört sind!“

„Freilich wär's gut, wir kämen noch diese Nacht zum Ziel. Aber wie es angreifen? Die Mauer ist hoch und das Thor solid; die vermaledeiten Burschen im Schloß schießen unsere Leute todt und wir sehen sie nicht einmal!“

„Ob es nicht noch einen andern Eingang gibt? Ich habe als Kind oft im Schloßhof gespielt und mir ist eine kleine Hinterthüre in Erinnerung!“

„Doch haben unsere Leute nichts davon bemerkt!“

„Gleichviel! Laßt mir einmal den Amtmann herschaffen,“ befahl der Pfalzgraf.

Der Amtmann war mit Mühe, durch die Drohung, ihm das Haus über dem Kopf anzuzünden, aus seinem Versteck gebracht. Vor den Pfalzgrafen geführt, nahm er sich zusammen und verweigerte trotzig die verlangte Auskunft. Doch mit dem Feind war nicht zu scherzen. Auf ein Zeichen ihres Anführers ergriffen vier Soldaten den beleibten Herrn, legten ihn auf den Tisch und rissen ihm die Stiefel ab. Während sie ihn festhielten, nahen sich andere mit Lichtspähnen seinen nackten Sohlen. Zwei Minuten hielt der unglückliche Amtmann die Tortur aus. Dann schrie er: „Laßt mich los, ich will's Euch sagen! Ich will's Euch sagen!“

Da, wo die Schloßmauer an das Städtchen grenzt, und zwischen ihr und den Häusern nur ein enger Durchgang ist, befand sich eine kleine Pforte, über deren ursprünglichen Zweck man im Orte allerlei munkelte. Der Graf hatte im Sinne gehabt, sie zumauern zu lassen, sich jedoch schließlich, von der Zeit gedrängt, damit begnügt, einige Fuhren Dünger davor aufstürmen zu lassen. Dahin brachte der Amtmann die ihm mitgegebenen Soldaten. Sie trugen ihn; denn er schrie bei jedem Tritt auf seine angebratenen Füße. Der Dünger wurde rasch und lautlos weggeschafft. Richtig! Es kam eine Thüre zum Vorschein, deren morsches Holzwerk auf einen Schlag zusammenbrach. —

Jetzt kehren wir in's Schloß zurück. Die tapfern Belagerten hatten bis gegen Mitternacht einen neuen Angriff erwartet. Als es auf der Schlaguhr zwölf schlug und die Feinde keine Miene machten, ihr Trinkelgelage im Städtchen abzubrechen, gab der Graf Befehl, daß die Hälfte seiner kleinen Schaar sich in's Haus begeben, um durch einiges Essen und Schlafen die Kräfte zu erneuern. Der Kampf hatte ihm bis jetzt nur ein Opfer gekostet, das war — eine Magd, die von einer Kugel getroffen wurde, während sie, der Gefahr unbewußt, über den Hof lief. Die übrigen waren mit leichten Wunden davongekommen.

(Fortsetzung folgt.)



**Eine chirurgische Operation.**

Von David Teniers, dem Jüngeren (geb. 1610 in Antwerpen, † 1690 in Brüssel).

In welcher vortrefflicher Weise niederländische Maler es verstanden haben, das alltägliche Leben und Treiben — namentlich auch der Landleute — darzustellen, dafür bietet obiges Bild einen Beleg. Der arme Mann, der vor Schmerz und Angst die Hände zusammenpreßt und ein so jammervolles Gesicht macht, als ob sein letztes Stündlein herannah, der Heilfünftler, der sich mit ruhigem Auge und sicherer Hand seiner Wehe verursachenden Aufgabe unterzieht, die Frau, welche durch ihre Haltung und ihren Gesichtsausdruck einen sehr

possierlichen Eindruck macht — sind es nicht Gestalten, von denen man meinen sollte, sie ständen leibhaftig vor uns?

Wie andere Künstler jener Zeit hat auch Teniers, der Jüngere, mit Vorliebe das Treiben im Wirtshaus und vor demselben zum Gegenstande seiner Gemälde gemacht. An rauchenden, kartenspielenden, Regel schiebenden, tanzenden, einander zankenden Bauern nahm er sich Muster für seine zahlreichen Werke, durch die er sich viele Freunde und dankbare — lachende Zuschauer erworben hat.

## Ein Besuch in einer Wollspinnerei.

Es war schönes Wetter, und mein Freund und ich, wir beschloßen, einen kleinen Ausflug zu machen. Auf unserm Wege dahin kamen wir an einer Fabrik vorüber und konnten uns leicht überzeugen, daß es eine Spinnerei sei und zwar eine, in der Wolle verarbeitet wurde. Da mein Freund den Vorsteher der Fabrik gut kannte, so suchten wir denselben auf und ließen uns von ihm in die Spinnerei führen.

Hier standen mehr als fünfzig Maschinen aller Art, und Hunderte von Wollbällen wurden ausgeleert oder gefüllt. Der Vorsteher der Fabrik sah wohl, daß wir nur wenig von dem Thun und Treiben in der Spinnerei verstanden und hatte deshalb die Gefälligkeit, uns die Sachen zu erklären.

„Die Wolle“, begann er, „ist, wie sie vom Schafe kommt, sehr unrein; besonders ist es der getrocknete Schweiß (bestehend aus Kali und Fett) des Thieres, der die Wolle zum sofortigen Verarbeiten unbrauchbar macht. Man muß daher die Wolle waschen und zwar in heißem Wasser, da dieser Schweiß sehr viel Fett enthält. Am häufigsten gebraucht man dazu Seifenwasser oder eine schwache Sodaauflösung.

Die so gewaschene Wolle muß nun aufgelockert werden und kommt in eine Maschine, der *Wolf* genannt, bestehend aus einer großen Trommel, welche mittelst Röhren auf die Wolle krakt. Enthält der Stoff viel Klette, so wird er auf einer ähnlichen Maschine gereinigt. So wie man ihn aus dem Wolf bringt, wäre er zum Krempeln oder Kragen zu rauh, er muß daher noch eingefettet werden. Dies geschieht durch Hinzufügung von *Olein*, einem bei der Stearinkerzen-Fabrikation sich ergebenden Nebenproduct.

So zubereitet bringt man die Wolle in die Krempeln oder Kragen, wie Sie hier solche sehen“.

Er zeigte uns eine aus vielen, mit feinen Häkchen bedeckten Walzen bestehende Maschine, aus welcher die Wolle in schwach gedrehten Fäden herauskam. Von dort führte er uns an die Spinnmaschinen, wo diese schwachen Fäden eine stärkere Drehung erhalten und so zum Weben von wollenen Zeugen geeignet werden.

Dem Aufseher für seine Gefälligkeit dankend, gelangten wir wieder in's Freie und waren froh, frische Luft einzuathmen; denn in fast jeder Fabrik ist trotz aller Erneuerung der Luft letztere doch immer mit Staub und anderen Unreinigkeiten angefüllt.

Unter Anderem kamen wir auch auf die Arbeiter in diesen Fabriken zu sprechen. Der Stand der Fabrikarbeiter ist wohl einer der niedrigsten, den es gibt. Um ihr tägliches Brot zu verdienen, müssen sie oft jahrelang in unerträglicher Luft arbeiten und ihre Gesundheit zerstören. Aber besonders ist es der Geist, welcher darunter leidet; in den allermeisten Fabriken werden die Arbeiter an derselben Arbeit gehalten, und wenn einer beständig dasselbe thun muß, was eine Maschine, so ist klar, daß er keine großen geistigen Fortschritte machen kann. Daher kommt es, daß der Fabrikarbeiterstand gewöhnlich mit seiner Lage unzufrieden ist und schon oft von Gefahr für den Staat war. Von einzelnen Aufrihrern durch Versprechungen verblendet, ließen sich Viele leicht gegen ihre Herrn aufwiegeln, und so kamen blutige Revolutionen zu Stande; man denke nur an die Greuel der Commune im Jahre 1871 in Paris.

Ueber diesem Gespräche vertieft, langten mein Freund und ich zu Hause an und waren noch lange erfreut über den nützlichen Spaziergang, den wir gemacht hatten.

E. P.

## Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.

(Von einem Elsässer.)

### 8. An den Grenzen.

Während wir am 5. August Rast machten, kam plötzlich ein Eisenbahnzug mit großer Schnelligkeit dahergebraust. Ein Zollbeamter, welcher unter der offenen Thüre eines Wagens des vorüberfahrenden Zuges stand, schrie aus voller Kehle: *Wissembourrique est prise!* (*Wissembourg est prise!* Weissenburg ist eingenommen!) Diese Nachricht wurde von den nicht elsässischen Soldaten mit Freude aufgenommen, und sogar mehrere Offiziere stimmten in den Jubel ein.<sup>1</sup> Die Elsässer belehrten sie jedoch bald über die Bedeutung dieses Sieges. Abends um 5 Uhr langten die Truppen bei Bitsch an, wo alle Regimenter ihre Nachtlager bezogen. Des andern Morgens um 3 Uhr wurde von Seiten des Regimentsobersten in Person ein Theil der Soldaten in ihren Zelten aufgeweckt und beauftragt, ihren Kameraden in

den andern Zelten ebenfalls von einem geräuschlosen Ausbruche Mittheilung zu machen. Wir brachen also auf, standen aber um 5 Uhr noch auf demselben Platze, nämlich in der Nähe von Bitsch auf den Höhentämmen, dem Dorfe Schorenbach gegenüber. Mittlerweile war ein Bauer aus der Gegend zu mir herangekommen, während ich mich auf der Landstraße über den verzögerten Ausbruch langweilte. „Guten Morgen,“ sagte er; „ich hör', Sie sind ein Elsässer; nun, geht's jetzt an den Preuß?“ „Freilich,“ sagte ich, „nur etwas sehr langsam.“ „Ja,“ erwiderte er, „gebt Acht! Der Preuß ist sehr stark, ja, ja, sehr stark; thut ihn aber nur recht knuppen.“ Dabei zeigte er mir mit der Faust, wie man ihn knuppen sollte. In diesem Augenblicke begann der Marsch, welcher uns wieder an die Weissenburger Straße auf der anderen Seite der Festung Bitsch führte. Kaum dort angelangt, vernahm man dumpfe Kanonenschüsse aus der Richtung von Wörth. Ob der

<sup>1</sup> Sie hielten nämlich Weissenburg für eine deutsche Stadt.

Befehlshaber unseres Armeecorps von der Bedeutung des sich bei Wörth entspinrenden Kampfes unterrichtet war, ist mir auch jetzt noch sehr fraglich. Der immer deutlicher und schärfer dröhnende Kanonendonner übte einen tiefen Eindruck auf die in Schlachtordnung aufgestellten Truppen aus. Es herrschte Anfangs großer Ernst und ungewöhnliche Ruhe unter den Truppen. Man gewöhnt sich aber an Alles. Einige Feldhasen, welche von den Plänktern aufgetrieben wurden und in großer Verwirrung unter den Truppen herumsprangen, ließen für einige Zeit den Kanonendonner vergessen.

Während des Hasentreibens beobachtete ich von dem Rasenhügel am Fuße des Festungswalles, wo ich mit meinen Gehilfen auf Anordnung des Arztes Platz genommen hatte, einen höheren Offizier, welcher, ganz in meiner Nähe auf einer Matratze ruhend, jedesmal, wenn von den Soldaten ein Feldhase gefangen wurde, von seinem Sitz aufsprang und mit dem Ausdruck der Freude Beifall klatschte. Da ich den Offizier nicht kannte, aber gerne seinen Namen erfahren hätte, fragte ich den Hilfsarzt, einen überaus liebenswürdigen Herrn, wer derselbe sei. „C'est le général de Failly!“ (Es ist der General de Failly) erwiderte er. So verstrich der Tag, und der Kanonendonner dröhnte ohne Unterlaß. Inzwischen hörte ich auch die Aeußerungen mehrerer Offiziere. Alle behaupteten, die schwerer donnernden Geschütze seien die französischen, und das immer lauter und heftiger Werden derselben beweiße den Sieg. Ein höherer Offizier sagte unter Anderem, er wünsche nur, daß von der preussischen Armee wenigstens Ein Soldat entkomme, um den anderen die Niederlage zu melden. Gegen 6 Uhr Abends wurde es in der Richtung von Wörth immer stiller. Da kam plötzlich ein Eisenbahnzug, mit acht Locomotiven bespannt, angefahren. Die Verwundeten, welche er enthielt, brachten die Nachricht von der schrecklichen Niederlage.

### 9. Der Rückzug.

Eine Viertelstunde war kaum verstrichen, seit die Nachricht von der Niederlage bei Wörth gemeldet worden war, als man auch schon das fünfte Armeecorps in eiligster Flucht auf der Landstraße nach Pfalzburg erblickte. Das 11. Linienregiment bildete den Vortrab. Die Soldaten waren angewiesen, um ja kein Geräusch zu verursachen, ihre Blechgefäße und Säbelscheiden fest zu schnallen und fest zu halten. Wir schlichen sozusagen davon, und die ganze Nacht hindurch wurde marschirt. Der anbrechende Tag empfing uns in den Engthälern, welche sich von dem Höhenkamm der lothringischen Hochebene bei Lützelstein heruntersenken. Dort stießen wir auf die ersten auf der Flucht begriffenen Ueberreste der Mac Mahon'schen Armee. Es waren die seltsamen Gestalten der Turko's. Die Einen hatten den Kopf, den Arm oder die Hüfte verbunden, die Anderen waren unverfehrt, aber alle von dem schrecklichen Ereigniß tief erschüttert. Ein Turko, einer von den kohl-schwarzen, sagte in seinem schlechten Französisch: Perdu Prusse, perdu Afrique! (Preußen verloren, Afrika

verloren.) Er sah wohl alle seine Raubgelüste mit einem Schlag vereitelt. Im Allgemeinen lauteten die Berichte von der mörderischen Schlacht abschreckend. Viele Soldaten, die entkommen waren, nannten das keinen Krieg, sondern eine Mezelei, und alle versicherten, daß man es mit einem vorzüglich bewaffneten und sehr entschlossenen Feinde zu thun habe.

Ein junger Korporal, mit welchem ich den Berg nach der kleinen Festung Lützelstein erstieg, wo das fünfte Armeecorps die Deckung der im Rückzug begriffenen Abtheilungen der Mac Mahon'schen Armee übernehmen sollte, sagte schluchzend, als ich ihn über das Geschick der Schlacht von Wörth befragte: On disoit toujours que les Prussiens n'ont pas de canons; ah! nom de Dieu, ils nous ont montré qu'ils en ont! (Man sagte immer, die Preußen hätten keine Kanonen; ja, bei Gott, sie haben uns gezeigt, daß sie solche besitzen!) Derselbe Korporal, welcher übrigens auf seinen Kleidern die deutlichen Spuren der Mezelei trug, versicherte, daß der Soldat bei den jetzt im Kriege zur Verwendung kommenden schweren Geschützen nur noch als Chair-à-canon (Kanonensfutter) an den Schlachten theilnehmen könne, und daß die Entscheidung des Sieges ganz allein von der Macht der Kriegsmaschinen abhängig sei. Die Linientruppen werden nur noch zum Angriff auf Batterien oder zur Vertheidigung der schweren Geschütze angeführt.

Die zerstreuten Mac Mahon'schen Truppenreste waren weit entfernt, den noch unverfehrt gebliebenen Divisionen des fünften Armeecorps Muth einzulösen, und selbst die Offiziere sahen mit bedenklicher Miene in die Zukunft. Die Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln, welche Anfangs so schlecht geregelt war, wurde jetzt bei dem eiligen Rückmarsch geradezu unmöglich, und der Soldat war auf die Erbeutung seiner Nahrung angewiesen, wenn ihm dieselbe nicht von der Civil-Bevölkerung überreicht werden konnte.

Am 7. August verweilten wir den ganzen Tag bei Lützelstein, und des anderen Tages begann der Marsch nach Saarburg, nachdem unser Armeecorps die Ueberreste des Mac Mahon'schen gesammelt hatte. Die Nachricht von der Schlacht bei Spicheren, welche auch schon eingetroffen war, verdoppelte jetzt die Besorgniß unserer Befehlshaber, und häufig wurde Halt gemacht, weil man fürchtete auf den siegreichen Feind zu stoßen. Bei Saarburg wurden wir sogar, weil man Kanonendonner vernahm, in Schlachtordnung gestellt, zogen aber am anderen Tage wieder weiter Luneville zu.

Wie bisher immer und besonders jetzt, da der Hunger sich stärker fühlte, ging der Marsch in entsetzlicher Auflösung vorwärts. Hinter Saarburg, wo die Straße langsam aufsteigt, sah ich den General de Failly wieder. Er kam zu Pferd herangesprengt und war über die an den Straßenrainen herumliegenden Soldaten sehr aufgebracht. Er schrie, man solle die feigen Kerle erschießen und ließ auch einen, welcher nicht aufstehn wollte, von Unteroffizieren ergreifen. Derselbe wurde jedoch wieder begnadigt. Es war kein Halt mehr. Noch

traurigere Zeichen der Zerrüttung sollten bald darauf folgen. In der Nähe von Luneville überfiel uns ein Gewitter mit Plazregen, vor welchem die Soldaten unter Brücken, Bäumen und Gartenhäuschen Schutz suchten. Einige Kapitane jedoch hatten Willenskraft genug, ihre Kompagnien zusammenzuhalten und den Marsch fortzusetzen. Das Lager wurde nachher auf dem Exercierplatze vor der Stadt aufgeschlagen. Gegen Abend kamen die Mac Mahon'schen Truppentheile, worunter eine Anzahl Turkos, die weder Gepäck noch Waffen trugen, und stürzten in's Lager. Dieselben wurden brüderlich aufgenommen und in den Zelten beherbergt. Am anderen Morgen um 3 Uhr mußten die Turkos und die anderen verprengten Truppen ihren Rückzug fortsetzen. Was geschah? Die Turkos, welche sich schämten, ohne Waffen einherzugehen, nahmen sich nach echt arabischer Sitte Mann für Mann ein Gewehr von den unsern mit. Erst bei Tagesanbruch wurde man gewahr, was die schwarzen Gäste verübt hatten. Eine große Anzahl Flinten waren mit ihnen aus dem 11. Linienregiment verschwunden.

Den ganzen Vormittag regnete es in Einem fort, und da der Aufbruch sich wieder unendlich verzögerte, und die meisten Offiziere sich in der Stadt einquartiert hatten, so verließen die Truppen allmählig den Lagerplatz, zogen vereinzelt nach der Stadt und ließen sich in den Kneipen nieder. Alles wartete auf die Ankunft des Regiments, das nun thatsächlich aufgelöst war. Endlich gegen 10 Uhr Vormittags traf die Nachricht vom Herannahen preussischer Truppen ein, und Luneville mußte schleunigst geräumt werden. Generalmarsch wurde geblasen, Sappeurs setzten sich in Bewegung. Die Soldaten schlossen sich an, und der ganze Menschenknäuel, in welchem die verschiedensten Uniformen erschienen, wälzte sich durch die Straße, um zum Thor hinaus zu kommen. Noch hatten nicht alle Truppen die Stadt verlassen, als die preussische Vorwache von Eilboten zu Pferd, welche von den nächsten Dörfern herkamen, angemeldet wurde. Angetrunkene Soldaten und andere, die sich verspätet hatten, mußten jetzt von den Genarmen aus den Wirthshäusern gerissen und zur Eisenbahn getrieben werden.

Unter solchen Verhältnissen wäre ein Widerstand unmöglich gewesen. Die Regimenter ordneten sich zwar wieder, als sie in's Freie kamen, aber der Muth war sichtlich gelähmt, und die Straßenraine hinterließen überall Spuren von unserem Durchmarsch. Der Soldat suchte sich schließlich von Allem zu entledigen. Da ich stets hinter dem Regiment den Arzt begleitete und einen Wagen zur Aufnahme der Marschunfähigen bei mir hatte, las ich täglich mehrere Tornister, Flinten, Säbel, Blechkannen und andere Geräthschaften, welche weggeworfen worden waren, auf und führte sie mit. Nebenher herrschte der Flintenraub unter den Truppen. Diejenigen, denen die Turkos die Flinten entwendet hatten, suchten sich wieder mit denen anderer Bataillone und Regimenter zu entschädigen. So befehlt Einer den Anderen. Doch muß ich erwähnen, daß bei aller Nieder-

geschlagenheit der französische Humor sich gleichwohl breit machte. Die Soldaten sangen bei allem Elend, und auch die Offiziere traten unter sie und sangen mit.

Zum Transport der Kisten voll Verbandzeug waren schon in Vitry zwei Pferde, elende Klepper, angekauft worden, welche hinter dem Regimente herschritten. Auch der Hilfsarzt hatte zu seinem Dienste ein solches Pferd, noch elender als die anderen, erhalten, das uns durch seine ungeheuren Schritte und ruckweise Bewegung viel ergözte. Der Medicin-Major selber ritt einen Schimmel, welchen er, um aufsteigen zu können, jedesmal in den Straßengraben stellte. Unterwegs hörte ich den Arzt häufig für sich selber sprechen: «Oui, oui, nous allons être une nation de troisième classe» (Ja, ja, wir werden eine Nation dritter Classe sein). So ging's bis nach St. Dizier, wo wir 3 Tage lang ausruhten. Es war in der Zeit vom 16. bis 19. August. Dort erfuhren wir von den Kämpfen, welche um Metz stattgefunden hatten, aber auch da waren die Gerüchte vom Herannahen preussischer Truppen schon sehr verbreitet, und als wir abmarschirten, wurden die Brücken hinter uns gesprengt.

In Vitry-le-Français war man mit der Ausbesserung der Wälle beschäftigt. In Châlons-sur-Marne stießen gegen 125 Soldaten, welche in Luneville das Regiment verlassen hatten und über Nanzig nach Châlons gekommen waren, wieder zu uns. Eine Weile hatte sich das Gerücht verbreitet, daß wir uns nach Paris zurückziehen würden, und die Pariser des Regiments jubelten schon. Am 23. August aber, als wir auf der Straße nach Rheims marschirten, kamen neue Befehle; es wurde Halt gemacht und bald nachher rechts abgesehen über die Kleefelder nach Rethel. Es würde mich zu weit führen, wenn ich noch alle Einzelheiten der folgenden Märsche beschreiben wollte. In Rethel stießen wir zu der neu gebildeten Mac Mahon'schen Armee, welche von Rheims herkam. Ich habe die Regimenter durchmarschiren sehen und an den Wachstuch-Tornistern die neu eingetretenen Soldaten erkannt (die alten hatten mit Fell überzogene Tornister). Zuletzt kam Napoleon und hinter ihm seine Gepäckwagen. Als er vorüber fuhr, hörte ich mehrere Soldaten «Vive l'empereur!» (Es lebe der Kaiser!) rufen. Andere aber schwiegen still, und wieder Andere riefen verschiedene Schimpfwörter. Es herrschte keine Begeisterung. Langsam und unter furchtsamem Herumspüren kamen wir über Le Chêne populaire nach Busanzh, wo uns die Preußen das am Vorabend bestellte Brod weggeschnappt hatten. Von der Hochstraße aus, welche von letzterem Orte nach Rouard führt, bemerkten wir auf den uns gegenüber liegenden Höhen mehrere preussische Ulanen, welche unsere Bewegungen beobachteten. Auch feindliche Infanterie kam in den weiter gelegenen Feldern zum Vorschein. Eine Vorwache von Chasseurs d'Afrique wurde auf der anderen Seite des Dorfes mit feindlicher Kavallerie handgemein; es fielen einige Schüsse, und die Chasseurs d'Afrique, deren mehrere schwere Wunden davon trugen, ergriffen die Flucht. Sie stürzten in wildem Ga-



lopp durch unsere Reihen, und der Dorfsparrer zu Pferd entfloß mit ihnen, rufend: Courage, mes enfants! courage! (Muth, meine Kinder, Muth!) Jedermann verstand, daß wir nun einem größeren Zusammenstoß entgegengingen. Am 28. Abends bezogen wir die Thalpäße in der Gegend von Rouard, und die strengsten Befehle wurden gegeben, um die Truppen zusammen zu halten, weil wir in nächster Nähe des Feindes standen. Ein ebenso schlimmer Feind als die preussische Armee war mitten unter uns. Dies war der Hunger mit allen seinen Folgen. Am 29. gegen Mittag sollte der Marsch nach Stenay fortgesetzt werden. Die erste Division war schon weit im Walde vorgerückt, welcher uns von letzterer Stadt trennte, als plötzlich naher Kanonendonner uns Halt gebot. Eine Division des Armeecorps, welche bei Bois-les-dames sich nach demselben Ziele bewegte, war von preussischen Regimentern überrascht worden, und ein ziemlich blutiger Kampf hatte sich entsponnen. Manche Flüchtlinge suchten sich bei diesem Gefechte durch den Wald zu retten, aber zu ihrer großen Ueberraschung fielen sie in die Hände des 11. Linienregiments. Mehrere mit sehr leichten Wunden wollten sich verbinden lassen, andere sogar, die sich auch für verwundet ausgaben, wurden bei der Untersuchung

ganz unversehrt befunden. Die Entrüstung der Soldaten und Unteroffiziere über eine so offenbare Feigheit war groß, und die Flüchtlinge wurden auf der Stelle durchgeprügelt.

(Fortsetzung folgt.)

**Zur Weltlage.** Die Kräfte des deutschen Kaisers haben in dem Grade zugenommen, daß er am 9. Juli bereits den Versuch des Treppensteigens mit gutem Erfolg unternehmen konnte.

Noch vor Schluß des Berliner Congresses wurde die Welt durch Kundmachung eines Vertrages überrascht, den England am 4. Juni mit der Türkei abschloß. Darnach verpflichtete sich England, falls Rußland Batum, Ardahan und Kars oder einen dieser Plätze erhält, und falls Rußland irgendwie in Zukunft versuchen sollte, Besitz von einem weiteren Theile des asiatischen Gebietes des Sultans zu ergreifen, als durch den endgültigen Friedensvertrag festgesetzt ist, — dem Sultan in der Verteidigung seines Gebietes beizustehen. Der Sultan verpflichtete sich seinerseits, die Besetzung der Insel Cypern durch England zu gestatten. Falls Rußland je der Türkei das durch den jüngsten Krieg in Asien erworbene Gebiet zurückgibt, soll dieser Vertrag aufhören und England diese Insel wieder räumen. Da jene Voraussetzung eintraf, wird England sofort Cypern besetzen. Es hat durch diesen Vertrag einen großen Machtzuwachs im Mittelmeer erlangt, weniger im Hinblick auf diese Insel selbst (sie zählt auf 173 Quadratmeilen ungefähr 200,000 Bewohner), als durch die Unternehmungen, welche es von hier aus einleiten und ausführen kann.

Nr. 1—26 des Volksblattes sendet der „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. G. gegen frankirte Zustellung von 1 M. franco zu.

Briefkasten. Der Herausgeber bittet herzlich, ihm — Ausnahmen in Betreff besonders wichtiger Gegenstände natürlich abgerechnet, und auch in diesem Falle wäre er für gefällige vorübergehende kurze Mittheilung auf einer Postkarte dankbar — unverlangt keine Artikel und namentlich keine Gedichte zu senden zu wollen. Der Kreis der Mitarbeiter ist bereits ein so großer — etwa 25 hatten bisher die Güte, dem Volks-

blatte Beiträge zuzuwenden — daß es oft lange ansieht, bis deren Artikel zum Abdruck kommen können, und doch sind naturgemäß die Aufsätze der ständigen Mitarbeiter in erster Linie zu berücksichtigen.

Für die der Zusendung von Artikeln zu Grunde liegende freundliche Theilnahme an der Entwicklung des Blattes besten Dank!

## Anzeigen.

### Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten **Camairle, Corinther, Ela, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvaster, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.**

Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.** Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco. **Neckargemünd. J. F. Menzer.**

**W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt,**  
**Ronnefeldt's vorzüglichen Thee,**  
**Sprengel's reines, entöltet's Sakaopulver,**  
**Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Göllich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen**  
**L. Meyer-Nicolay,**  
**Straßburg i./G., Brandgasse 6, gegenüber der Mairie.**

Im Verlage von Friedrich Andreas Berthes in Gotha erschienen und ist in allen Buchhandlungen zu haben: **E. Handtmann, der Slavismus im Lichte der Ethik.** 1878. 2 M. 40 Pf. Vielfach günstig besprochen.

### Dresch-Maschinen

für Handbetrieb, 1, 2, 3 und 4 Zugthiere letztere mit Puy er neuester Konstruktion.

### Säcksel-Maschinen

in 15 Sorten von 2 bis 6 Längen schneidend, ganz aus Eisen und Stahl gebaut von Nm 35—60 an. Neuer Catalog mit Preisocourant auf Wunsch franco und gratis. Agenten erwünscht.

**Ph. Mayfarth & Comp.,**  
 Maschinenfabrik in Frankfurt a. M.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schloßergasse 14, wird am Sonntag, den 14. Juli, Vormittags 11 Uhr in der **englischen Sprache** Gottesdienst abgehalten werden.

**Brockhaus' kleines Conversations-Lexikon**  
 Encyclopädisches Handwörterbuch.  
 1878.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.  
 40 Hefte à 30 Pfennig.  
 Vorrätzig in allen Buchhandlungen.

— **Ehr. G. Höttinger** —  
**Jesus Christus u. seine Kirche.**  
 106 Bilder.  
 Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser in Straßburg i. G. 80 Pf.

— **Der Krieg 1870—71.** Mit 64 Porträts u. vielen Denksprüchen.  
 2. Auflage. 1 M. 60., beim Verfasser 1 M. 30. — Vielfach für Schüler geeignet und empfohlen.  
 Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.

### Pastoria.

35) Für das Stiftungshaus gingen in 2018 Gaben 3203 M. ein.

Herausgeber: Dr. Ehr. G. Höttinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.